

Irma Joubert

Das Kind  
aus dem  
versteckten  
Dorf



# 1. Kapitel

*Bosveld, Südafrika, 1933*

**E**rbarmungslos brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab. Im Pferch wirbeln die Hufe der Kühe solche Wolken von Staub auf, dass die Gruppe von Menschen, die danebensteht, davon vollkommen eingehüllt wird. Die Stimme des Auktionators dröhnt über alles hinweg.

Nirgendwo ist ein Grashalm zu entdecken. Wie eine Leiche liegt das kahl gefressene Land vor ihnen. Zum ersten Mal seit Menschengedenken ist auch der Wasserlauf völlig ausgetrocknet.

Tinus presst seinen schwächtigen Rücken gegen die getünchte Mauer und drückt seine nackten Füße fest in den heißen Sand. Seine Augen sind auf den Pferch gerichtet, weg von den Feldern.

Vor zwei Wochen ist er mit seinem Großvater das ganze Terrain noch einmal abgegangen – langsam, es hat einen ganzen Tag gedauert. Gegen Sonnenuntergang hat sein Opa gesagt: „Wir schaffen es einfach nicht mehr.“

Tinus hat es zunächst nicht verstanden.

Jetzt schon.

Die Beiwohner sitzen ein bisschen abseits: Der Mann ist in sich zusammengesunken und weint, neben ihm seine Frau mit ihrem plumpen Körper und ihrem einfältigen Gesicht. Auch sie weint. Ein Häufchen Elend.

Tinus schaut in eine andere Richtung. Wenn die beiden bloß verschwinden würden! Wenn sie nur in ihr eigenes Haus gingen und dort blieben!

Irgendwo im großen Haus ist Oma. „Dieser Tag heute wird mich noch umbringen“, hat sie am frühen Morgen gesagt. Ihre Lippen sind dünn und bleich gewesen und ihre Stimme hat sich flach angehört.

Nur Tinus und sein Großvater sind starrköpfig genug gewesen, um hinzugehen und zuzuschauen. Jetzt sitzt Opa in seinem glän-

zend gebügelten Sonntagsanzug neben ihm auf einem Küchenstuhl, die verloschene Pfeife in seinen groben Händen. Sein Hals ist abgemagert. Beinahe sieht er aus wie ein Erdmännchen.

Der Auktionator wischt sich den Schweiß von seinem dicken Nacken und versteigert die ausgemergelten Kühe einfach alle en gros.

„Warum bietet denn niemand?“ , erkundigt sich Tinus. Es kommt zu laut und zu schrill aus ihm heraus. Manchmal lässt ihn seine Stimme schon im Stich.

„Keiner hat noch irgendwelche Weidegründe.“ Die Stimme seines Großvaters ist noch so kräftig wie immer. „Die Käufer warten einfach ab und dann kauft einer den ganzen Krempel für ’nen Apfel und ’nen Ei.“

Um ein Uhr kommt Großmutter und bringt ihnen Kaffee und Brote. „Kommt doch rein. Es ist so heiß.“

„Nein, ich bleibe hier“, antwortet Großvater.

„Ich auch“, erklärt Tinus.

Sie laden die letzten Gegenstände auf den Wagen von Onkel Grootgert: Bettgestelle, Geschirr, Küchengeräte. Die Zelte. Den Küchentisch mit den vier Stühlen. Eine Wäschetrommel mit Kleidungsstücken und Bettwäsche, ganz oben darauf die Bibel. Jetzt schaut es so aus, als würden sie einfach nur für das Abendmahlswochenende ins Dorf fahren.

Dann sieht Tinus sie kommen, vom anderen Ende des leeren Pferchs: die Beiwohner. Der Mann trägt einen verschlissenen Koffer in der einen und seinen Geigenkasten in der anderen Hand. Unter seinem Arm klemmt ein gerahmtes Bild. Die Frau balanciert ein Bündel Bettwäsche auf dem Kopf. Genau wie eine Waschfrau.

„Kommen die auch mit?“ , will Tinus wissen.

„Was hast du denn gedacht?“ , antwortet sein Großvater, während er den Gurt um das kupferne Bettgestell noch etwas strammer anzieht.

Letzte Woche während der Versteigerung hat sich Tinus mehr als je zuvor für diese Menschen geschämt. Die ganze Zeit über hat er gefürchtet, dass dieser Schwachkopf von einem Beiwohner wieder einen von seinen Anfällen kriegen könnte. Er hat gemerkt, wie die

Leute aus der Gegend geradezu darauf gelauert haben. Dafür waren sie also gekommen? Nicht um etwas zu kaufen. Sondern nur um zuzusehen, wie der stolze Martinus van Jaarsveld und seine hochmütige Frau vom Sockel gestürzt werden. Um mit eigenen Augen den Mann zu sehen, der manchmal schreiend durch die Gegend rennt. Den bekloppten Simon. Und um sich über den Jungen, der den Familiennamen trägt, das Maul zu zerreißen. Über ihn, Martinus Daniël.

Am Eingangsgatter der Farm steigt Tinus vom Wagen. Zum letzten Mal spürt er den heißen Sand des Bosvelds unter seinen Füßen. Zum letzten Mal wirft er einen Blick über die Landschaft, in der er aufgewachsen ist. Dann öffnet er das Gatter und geht wieder zum Wagen. „Eines Tages kaufe ich die Farm wieder zurück“, verkündet er grimmig. „Ich schwöre es, Opa: Irgendwann wird Buffelspoort wieder in den Händen eines van Jaarsveld sein.“

## 2. Kapitel

*Vierhouten, Niederlande, Juli 1943*

Die Sommersonne scheint ihr warm auf den Rücken. Das Gras steht hoch und in frischem Grün, Futter für die Kühe in den kommenden, langen Wintermonaten. Rhythmisch schwingt ihr Vater die lange Sense hin und her, hin und her. Mentje recht das gemähte Heu zu großen Haufen zusammen. Es duftet nach frisch geschnittenen Kräutern und ein bisschen nach Pfefferminze.

„Wo hast du denn deinen Hut?“, will ihr Vater wissen, ohne dabei aufzuschauen. „Ehe du dich versiehst, hast du heute Abend wieder einen Sonnenbrand.“

Mist, ihr Hut! Sie vergisst ihn aber auch ständig!

Doch da bricht in der Nähe des Hauses plötzlich ein großes Durcheinander los. Alle beide schauen mit einem Ruck auf. Mentje sieht das Entsetzen in den Augen ihres Vaters, aber das hält nur einen Augenblick an. „Runter, flach auf den Boden, Mentje, hinter den Heuhaufen! Und keine Bewegung, bis ich dich holen komme“, befiehlt ihr Vater, während er losrennt.

„Warum, Papa?“

„Runter, habe ich gesagt“, ruft er ihr über die Schulter zu. „Ich bin gleich wieder da.“

Sie lässt sich hinfallen und kriecht auf dem Bauch hinter den Heuhaufen. Dort presst sie sich das Kinn auf die Brust und schließt fest die Augen. Der Heuhaufen, den sie eben noch zusammengereicht hat, erscheint ihr mit einem Mal sehr niedrig.

Vom Haus her sind Stimmen zu hören, wütende, kreischende Stimmen. Mentje hält sich die Ohren zu, doch selbst dann hört sie noch, wie das Baby die Gegend zusammenschreit.

Was ist passiert? Hat das Baby sich verletzt? Oder vielleicht der kleine Junge? Ist er womöglich von der Leiter gefallen?

Oder noch schlimmer: Brennt es irgendwo? Im Stall?

Ihr Herz beginnt zu klopfen. Vater hatte bei der Kerze zwischen den Strohballen immer ein schlechtes Gefühl.

Oder ist erneut der Stier aus der Weide ausgebrochen? Genau wie vor zwei Jahren, als ihr Vater beinahe ...

Nein. Nein, so etwas geschieht nicht noch einmal.

Oder sind die Soldaten gekommen? Das möchte sie nicht denken, aber sie hat immer Angst gehabt, das Baby könnte weinen, wenn die Soldaten kamen, um Milch oder Eier zu holen. Sie versucht, einen klaren Kopf zu behalten. Das Baby hat doch erst zu weinen angefangen, nachdem der Lärm beim Haus schon losgebrochen war, oder? Ja, mit Sicherheit. Also können es nicht die Soldaten sein.

Oder vielleicht doch?

Mentje hat nie Angst vor den Soldaten gehabt. Seit Anfang des Krieges hat man sie auf der Straße gesehen, in Nunspeet und sogar in Vierhouten. Möglichst unauffällig hat sie sie immer beobachtet, wenn sie auf dem Weg zur Schule war, und wenn sie sie hat kommen gesehen, hat sie meistens die Straßenseite gewechselt. Wirklich Angst hat sie nie gehabt.

Doch seitdem die Familie Friedman bei ihnen eingezogen ist, ist das ganz anders geworden.

Eines Abends hat ihr Vater fast schon beiläufig gesagt: „Mentje, ich muss etwas mit dir besprechen.“

Es war ein kalter Winterabend gewesen, Anfang des Jahres. Vater hat noch einen Scheit Holz ins Feuer geworfen, sich in seinen Lehnstuhl gesetzt und die Beine ausgestreckt, sodass die Füße dicht am warmen Ofen waren. Draußen hat ein eisiger Wind geweht. „Es kommt einem vor wie am Nordpol“, hat Mentje festgestellt, während sie ihrem Vater einen Becher Kaffee eingesehen hat. Für sich selbst hat sie ein Glas warme Milch geholt.

Geduldig hat sie abgewartet.

„Die Familie Friedman muss sich im Durchgangslager Westerbork melden“, hat ihr Vater schließlich verkündet.

Mentje hat gespürt, wie sie unruhig wurde. Sie hat diese Familie nicht gekannt; sie hat nur gewusst, dass ihr Vater täglich ein paar Kannen Milch in deren Geschäft in Nunspeet abgeliefert. Allerdings ist letztes Jahr die Oma eines Jungen aus ihrer Klasse nach Westerbork gebracht worden und seitdem haben sie nichts mehr von ihr

gehört. „Was passiert eigentlich mit den Menschen, die nach Westerbork gebracht werden, Papa?“

Nachdenklich hat sich ihr Vater mit seinem Zeigefinger durch den Bart gewühlt. „Das weiß keiner genau. Wahrscheinlich werden sie von dort aus in eines der deutschen Arbeitslager im Osten gebracht.“

„Das ist doch nicht gut, oder?“

Ihr Vater hat den Kopf geschüttelt und in den Ofen gestarrt.

Ihre Unruhe ist immer weiter angestiegen. Eine Vermutung begann sich in ihr festzusetzen. „Möchtest du der Familie Friedman helfen?“

„Herr Friedman hat einen Neffen in England, der versucht sich darum zu kümmern, dass die ganze Familie dorthin kann. Ich habe ihnen angeboten, dass sie bei uns wohnen können, bis sie wegkönnen.“

„Untertauchen.“ Mentje hat das Wort schon einmal in der Schule gehört.

Ihr Vater hat ruckartig zur Seite geblickt; seine Augen haben wachsam ausgesehen. „Tja, nun. Untertauchen, das ist es wohl.“

Aber das geht doch gar nicht, wir haben doch nur ein Schlafzimmer, hat Mentje gedacht. Ihr Vater hat ihr immer versprochen, dass er ein Zimmer für sie anbauen würde, sobald sie zwölf wäre. Jetzt war sie jedoch erst neun und schlief im Schlafzimmer ihres Vaters. „Wo sollen sie denn dann schlafen?“

„Nun ... Vielleicht können wir auf dem Dachboden einen Schlafplatz einrichten. Und wenn sie sich unsicher fühlen, können sie tagsüber auch dort sitzen.“

„Auf dem Heuboden im Stall?“, hat Mentje überrascht gefragt. „Die Leiter hinauf? Da, wo wir die Strohbälle lagern?“

„Wir könnten die Strohbälle etwas zusammenschieben und so an der Vorderseite eine Art Barrikade errichten“, hat ihr Vater erwidert. „Dann sieht man vom Stall aus nur die Strohbälle.“

„Aber da kann man doch nicht schlafen!“

„Wenn er damit dem Tod von der Schippe springen kann, ist ein Mensch zu vielem in der Lage. Da oben ist es einigermaßen gemütlich, das ist sicher auch nicht ganz unwichtig.“

Das ist bestimmt wahr, hat Mentje gedacht. Der Stall ist fest ans Haus angebaut; nur eine Wand trennt ihn von der Küche. Auf

diese Weise hält der Ofen den ganzen Winter über auch die Tiere ordentlich warm.

„Es ist ja auch nur für eine Übergangszeit, bis sie nach England können.“

„Ja ...“ Das wird nichts, hat sie gedacht. Ihr Vater hat mal wieder irgendwelche Luftschlösser gebaut.

Ihr Vater hat sehen können, was sie gedacht hat, schließlich kannte er sie genauso gut wie sie ihn. „Mentje, das sind unsere Nächsten, und sie brauchen uns. Als Christen sind wir verpflichtet, den Menschen aus Liebe zu helfen.“

Der barmherzige Samariter, hat Mentje überlegt. „Ja, Papa“, hat sie gesagt und dabei geseufzt, damit ihr Vater ruhig merken konnte, dass sie es eigentlich besser gewusst hat.

„Wir haben hier auf dem Bauernhof genug zu essen, um sie ein paar Wochen lang versorgen zu können. Sonst verändert sich gar nichts.“

„Das ist nicht wahr. Dadurch wird alles anders, und das weißt du ganz genau.“

Er hat seine grobe Hand auf ihren Kopf gelegt. „Du wirst schnell groß, mein Mädchen.“

Was du nicht sagst! „Ich gehe ja auch schon in die fünfte Klasse!“

Einen Augenblick lang hat er sie verduzt angesehen und den Kopf ganz leicht geschüttelt, so als habe er es beinahe nicht glauben können. „Das ist auch wahr. Denk daran, Mentje, niemand darf erfahren, dass die Familie Friedman hier wohnen wird, ist das klar?“

„Das weiß ich.“

An diesem Abend hat Mentje lange und ernst dafür gebetet, dass Gott ein besseres Versteck für die Familie Friedman finden möge. Nicht, dass sie auch einfach so an ihnen vorbeigehen wollte, so wie das der Priester und der Levit gemacht haben. Es sei schlichtweg nur nicht so schön für die Familie, wenn sie auf dem Heuboden wohnen müsste, der Herr wisse doch selbst, wie es da aussähe.

Tief in ihrem Herzen hat Mentje allerdings gewusst, dass sie einfach nur keine Lust hat, diese fremden Leute in dem Haus aufzunehmen, in dem sie mit ihrem Vater wohnt.

Und das hat der Herr natürlich auch ganz genau gewusst.



Am darauffolgenden Abend war die Familie angekommen. Frau Friedman hat recht jung ausgesehen, so als wäre sie kaum älter als die Mädchen auf der Mittelschule in Nunspeet. „Guten Abend, ich bin Daniela.“ Sogar ihre Stimme hat jung geklungen.

Sie hat ein Baby auf dem Arm getragen und hatte einen kleinen Jungen an der Hand. Hinter ihr ist Herr Friedman hereingekommen, der unter einem Stapel Decken beinahe verschwunden war.

Alle trugen sie den großen gelben Davidsstern, sogar das Baby.

Schon am ersten Abend hat Mentje sich gewünscht, dass sie wieder weggehen. Das war zweifellos sehr gemein von ihr, aber sie hat nichts dagegen machen können – das hat sie nun einmal gefühlt.

Auf ihren Vater ist sie wütend gewesen. Das war sicher auch verkehrt, denn man muss ja seine Eltern ehren. Doch ist nicht eigentlich ihr Vater schuld an ihrer Sünde gewesen? An beiden Sünden?

Ihr Vater hat der fremden Familie geholfen, alles die Leiter hinauf auf den Dachboden zu bringen. „Meiner Meinung nach haben sie es dort nachts einigermaßen komfortabel“, hat er erklärt, und dann – eine ganze Weile nach dem Abendessen – haben sie noch in der Bibel gelesen und gebetet. Ihr Vater hat lang und ernst gebetet, doch Mentje hat nicht gehört, was er gesagt hat. Auch lange nachdem er „Amen“ gesagt hat, hat sie noch mucksmäuschenstill dagessessen.

„Was ist denn, Mentje?“

„Mir gefällt es nicht, dass sie hier sind.“

Ihr Vater hat genickt und seine Arme weit geöffnet. „Komm, setz dich ein bisschen zu mir.“

Sie hat ihr Gesicht an seine Brust gedrückt und er hat ihr seine große Hand auf den Kopf gelegt und sie mit seinen Armen fest an sich gepresst. „Das weiß ich, Mentje. Aber es ist nur für kurze Zeit, für eine oder zwei Wochen“, hat er sie unbeholfen zu trösten versucht.

Aus den beiden Wochen wurden jedoch zwei Monate, dann vier Monate, dann sechs. Monate, in denen Mentje immer mehr begriffen hat, wie gefährlich es war, Juden zu verstecken.

Und jetzt das?

Nein, das können keine Soldaten sein, versucht sie sich selbst zu überzeugen. Dann hätten wir doch ihre Fahrzeuge gehört. Die hört man immer schon von ferne ankommen.

Mit gespitzten Ohren liegt sie da und lauscht. Hört sie da einen Lastwagen? Nein, es kann auch einfach nur ein anderes Auto sein, das da über den Feldweg rappelt.

Langsam versinkt die Sonne. Es ist still; selbst die Kühe und die Hühner geben keinen Laut von sich.

Es wird immer unbequemer auf dem kurz gemähten Gras in ihrem Versteck und ihre Hüfte beginnt zu schmerzen. Als sie sich etwas anders hinlegt, wird es dadurch auch nicht besser. Sollte sie vielleicht herauskriechen und einmal schauen, was los ist? Obwohl ihr Vater gesagt hat, dass sie sich nicht rühren soll, bis er zurückkommt?

Sie bleibt liegen; noch sehr lange bleibt sie liegen. Doch ihr Vater kommt nicht.

Der Geruch des frisch gemähten Grases kitzelt ihr in der Nase und kribbelt ihr in der Kehle. Es raubt ihr beinahe den Atem.

Sie betet ununterbrochen, wieder und wieder dasselbe: „Bitte gib, dass mein Vater wieder zurückkommt.“ Etwas anderes fällt ihr nicht ein.

Inzwischen ist ihr der Arm eingeschlafen, ihre Füße jucken und in ihrem Gesicht krabbelt eine nervige Fliege herum. Sie hat Angst, sich zu bewegen, und wartet lieber darauf, dass Vater sie holen kommt. Er kommt gewiss, das hat er versprochen.

Als die Sonne langsam untergeht, wird das Gras unter ihr feucht. Doch ihr Vater kommt nicht.

### 3. Kapitel

„Du hast doch keine Ahnung, wie Krieg ist“, behauptet der Beiwohner leise, während er auf seine Schuhe starrt.

Tinus spürt, wie ihm die Wut in den Hals kriecht. In dem engen Zimmerchen geht er auf und ab. „Was weißt du schon davon?“, bricht es schließlich aus ihm heraus. „Du bist noch nie in einem Bergwerksstollen gewesen. Keiner von euch weiß, wie es da ist. Du nicht, Miempie nicht und Oma und Opa auch nicht. Und wofür? Wofür habe ich mich in den vergangenen sieben Jahren so abgerackert?“

„Tinus, bitte ...“

Er ignoriert die flehende Stimme. „Schaut euch doch einmal an, wie wir hier leben in der sogenannten Goldstadt – als arme Schlucker. Was ist nur aus uns geworden? Wir sind armselige Kirchenmäuse, die sich irgendwie durchschlagen, damit sie nicht mit leerem Magen ins Bett gehen müssen.“ Er bleibt stehen und schaut sie herausfordernd an.

„Verflixt noch mal, ich bin schon einundzwanzig! Was habe ich denn für eine Zukunft? Worauf kann ich denn noch hoffen, wenn ich jeden Tag wie ein Maulwurf ...“

Ach, das bringt doch nichts! Wie sollten sie es auch verstehen können!

„Tinus, bitte ...“

„Jetzt hört endlich mit diesem ‚Tinus, bitte‘ auf! Meine Entscheidung steht fest. Der Krieg dauert jetzt schon drei Jahre, ich hätte mich schon längst melden müssen. Das werde ich jetzt auch machen, und damit Schluss.“

Die Frau des Beiwohners weint nur leise vor sich hin.

Doch sein Großvater nickt bedächtig. „Ich bin stolz auf dich, Tinus.“

Dabei schaut er ihn allerdings nicht an. Stattdessen betrachtet er den Mann, der immer noch unruhig auf seine Schuhe starrt.

Rentia ist ein hübsches Mädchen, daran gibt es nichts zu zweifeln. Mit ihren langen Haaren, der eleganten Frisur, ihren fast schwarzen Augen und ihrem dicken, dunklen Haarschopf erntet sie überall bewundernde Blicke. Doch sie kann es ihm auch ganz schön schwer machen. Mit Sicherheit ist sie nicht das nachgiebige Modepüppchen, das sie zu sein scheint.

„Warum gehst du eigentlich?“, will sie am nächsten Tag wissen. Tinus riecht den Braten sofort.

„Das hat verschiedene Gründe.“

„Zum Beispiel?“

Ungeduldig zuckt er mit den Schultern. Das kann er nun gar nicht gebrauchen. Bleib ruhig, sagt er sich. Sie reagiert nur so, weil ihr an ihm liegt. „Um hier wegzukommen. Nicht weg von dir, aber von allem anderen. Dem Bergwerk, der ... Ich muss einfach raus hier, Rentia.“

Sie spitzt ihre roten Lippen. „Wegen dem Geld?“

„Das auch. Die Armee bezahlt gut.“

Sie schaut ihn weiterhin direkt an. Unwiderstehlich schön und gleichzeitig unbeugsam. „Besser als der Straßenbau? Oder die Eisenbahn?“

„Mit Sicherheit. Vor allem, wenn man es in die richtige Einheit schafft.“

Sie dreht den schlichten Siegelring an ihrem Finger hin und her. „In welche zum Beispiel?“

Einen kurzen Augenblick zögert er und entscheidet sich dann dafür, sie an seinem geheimen Traum teilhaben zu lassen. „Bei den Fallschirmjägern. Ich würde gerne Fallschirmjäger werden.“

„Fallschirmjäger?“

Darauf antwortet er nichts, aber seine dunklen Augen lassen sie nicht los.

„Warum, Tinus?“

„Wegen des Abenteuers, der Freiheit. Vielleicht kannst du das nicht verstehen. Vermutlich ist es eine Männersache. Dazu kommt, dass man da am besten bezahlt wird.“

„Ich verstehe.“ Sie beißt sich auf die Unterlippe. „Und was wird aus uns, Tinus? Aus dir und mir?“

Jetzt darf sie um Gottes willen nicht flehentlich klingen, denn damit kann er überhaupt nicht umgehen. „Ich mache das auch für

uns. Für eine bessere Zukunft für uns beide. Auf keinen Fall möchte ich für den Rest meines Lebens der Sklave anderer Leute sein. Und du willst doch auch nicht in zwanzig Jahren noch in irgendeiner Fabrik arbeiten.“

„Was sagt denn deine Familie dazu? Vor allem dein Opa?“

„Meine Oma sagt die ganze Zeit nur ‚Tinus, bitte‘, ‚Tinus, bitte‘. Aber mein Opa steht hinter mir.“

Für einen Augenblick herrscht Schweigen. Dann sagt sie: „Es geht dir um die Farm.“

Die Farm ist von Anfang an ein Stolperstein zwischen ihnen gewesen. Rentia ist ein echtes Stadtkind. Wenn sie die Farm nur *ein* Mal sehen könnte, dann würde sie ihn mit Sicherheit verstehen.

„Es geht mir um die Farm, in der Tat“, entgegnet er daher. „Irgendwann kaufe ich sie diesem jüdischen Doktor wieder ab. Dass *muss* ich einfach.“

Sie wendet ihren Kopf ab. „Ja, Tinus. Natürlich. Selbst wenn du an deinem Fallschirm in der Luft hängst und sie dich totschießen, wirst du immer noch für deine elende Farm kämpfen.“

## 4. Kapitel

Jetzt, wo die Sonne untergeht und der blaue Himmel allmählich ausbleicht, bekommt er einen orangefarbenen Glanz. „Für die Oranje-Prinzessinnen und für meine kleine Prinzessin“, hat ihr Vater immer gesagt, als sie noch klein war.

Und jetzt lässt er sie einfach hier liegen, hinter diesem Heuhaufen?

Der erste Stern wird sichtbar und dann noch einer und noch einer. In Mentjes Kopf beginnt etwas zu hämmern und alles tut ihr weh.

Tief in ihrem Herzen hat sich längst der Zweifel breitgemacht. Papa, kommst du noch?

Stille.

Ich muss etwas unternehmen, überlegt sie schließlich. Langsam und vorsichtig setzt sie sich in Bewegung. Zum Glück bin ich nicht erfroren, denkt sie. Nicht dass es kalt wäre, aber sie weiß ganz genau, dass man erfrieren kann, wenn man so lange still daliegt.

Sie muss herausfinden, was los ist. Allmählich bricht der Abend herein und sie kann sich doch nicht die ganze Nacht über hier verstecken. Auch wenn ihr Vater gesagt hat ...

Papa ist nicht hier, überzeugt sie sich selbst und reckt den Kopf in die Höhe. Es bewegt sich nichts. Sie richtet den Kopf noch etwas höher auf – nichts. Vorsichtig kriecht sie hinter dem Heuhaufen hervor und macht sich auf in Richtung des Hauses.

Es ist totenstill und in der Dämmerung sieht alles genau so aus wie immer.

Wo kann ihr Vater denn nur sein?

Vielleicht hat sich jemand verletzt und ihr Vater hat diese Person zum Arzt bringen müssen.

Aber hätte er sie dann nicht erst geholt?

Es kann nicht sein, es kann nicht sein, es kann nicht sein, dass Soldaten gekommen sind. Niemand hat gewusst, dass die Familie Friedman bei ihnen im Haus untergetaucht ist.

Und wenn es doch die Soldaten gewesen sind, dann muss sie jemand verraten haben. Ihr Vater nennt es immer „erschütternd“, wenn er mitbekommt, dass Niederländer sich gegenseitig verraten. Dass in dieser Kriegszeit, in der jetzt alle zusammenhalten müssen, Nachbarn einander ans Messer liefern.

Aber wer hätte ihren Vater und sie verraten sollen? Doch nicht die Nachbarin Lenie von nebenan, die ihr jedes Jahr einen gemütlich warmen Pullover für den Winter strickt? Allerdings hat sie die unangenehme Angewohnheit, ständig ihre Nase in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken. Neulich erst hat sie zu Mentjes Vater gesagt: „Gerrit, du verwöhnst das Kind viel zu sehr. Die Kleine läuft völlig aus dem Ruder, du musst sie einmal etwas fester anpacken.“

Ihr Vater hat jedoch nur erwidert: „Ach, Lenie, sie ist doch noch so klein.“

Aus dem Ruder laufen? Mentje ist so wütend gewesen, dass ihr fast der Kragen geplatzt wäre. Und jetzt, wo sie daran denkt, fällt ihr auch ein, dass die Nachbarin immer sehr gern nach allem gefragt hat, was bei ihnen zu Hause passiert. „Wen hattet ihr denn am Wochenende zu Gast?“, hat sie zum Beispiel wissen wollen. Oder: „Hat dein Vater denn schon eine ‚besondere Freundin‘?“ Als ob ihr Vater einer anderen Frau schöne Augen machen würde! Mentje wird schon wieder wütend.

Trotzdem ist die Nachbarin Lenie nicht gemein, sondern nur neugierig. Sie würde sie niemals verraten.

Vielleicht war es ja dann die kratzbürstige Bertien vom Bauernhof weiter hinten? Wenn das der Fall ist, dann wird Mentje ihren Eltern petzen, dass Bertien einen festen Freund hat. Das wird ihr eine Lehre sein.

Doch woher soll Bertien überhaupt von der Familie Friedmann erfahren haben? Seit sie nach Nunspeet auf die Mittelschule geht, kommt sie nicht mehr hierher.

Langsam beginnt sie auf Händen und Füßen in Richtung Haus zu kriechen. Das ist gar nicht so einfach: Ihr Rock verheddert sich immer wieder irgendwo unter ihren Knien und sie verliert ständig ihre Holzschuhe. So steht sie schließlich auf und schleicht gebückt weiter.

Bestimmt hat sich Herr Friedman verletzt, versucht sie sich zu überzeugen. Ihr Vater hat ihn mit dem Pferdewagen zum Arzt fah-

ren müssen und Daniela und die Kinder sind mitgekommen. Vielleicht hält sich Daniela aber auch immer noch auf dem Dachboden versteckt.

Aber wenn nun die Soldaten Familie Friedman doch entdeckt haben sollten? Die elende Angst streckt weiterhin ihre Klauen nach Mentje aus.

Das Herz klopft ihr so stark, dass sie es bis in ihrer Kehle spürt. Sie wagt sich nicht weiter, sondern beobachtet das Haus aus einer gewissen Entfernung. Inzwischen ist es dunkel, deswegen kann sie nicht mehr sehr weit sehen. Sollte sie näher herangehen?

In der Dunkelheit wird das Haus langsam zu einem schwarzen Block. Nirgendwo brennt Licht. Alles wirkt fremd.

Mentje lässt sich wieder ins Gras fallen. Ein Weinkrampf schüttelt sie, ein Weinkrampf aus der Ungewissheit heraus und weil sie sich nach den starken Armen ihres Vaters sehnt. Sie spürt einen tiefen Kummer in ihrem Herzen.

Schließlich ist es ganz und gar finster. Inzwischen ist sie leer geweint, müde und ängstlich.

Und ihre größte Angst ist, dass ihr Vater heute Abend nicht nach Hause kommt.

**D**rinnen ist es stockfinster. Mit zitternden Händen schließt sie die Küchentür und schiebt den Riegel davor. Ihr Rücken ist verkrampft vor Anspannung, während sie die Kerze sucht und ein Streichholz anzündet.

Habe keine Angst! Niemand kann dich sehen, schließlich sind die Fenster mit Verdunklungspapier zugeklebt. So versucht sie ihre Angst in den Griff zu bekommen.

Mit der Kerze in der Hand schleicht sie sich auf Zehenspitzen durch das Haus. Die Kerzenflamme wirft lange Schatten, die sie verfolgen – Schatten, die einem Angst machen können.

Ach, komm schon, hier hat sich nichts verändert, beruhigt sie sich selbst. Der kleine, runde Esstisch, an dem sie und ihr Vater alle Mahlzeiten einnehmen, steht noch an seinem Platz. Die Schiefertafel und der Griffel für die Einkaufsliste hängen neben dem Küchenschrank an langen Nägeln, das Radio steht immer noch in der Ecke, versteckt unter der Tischdecke. Sie hält die Kerze in die Höhe und schaut nach den blau-weißen Fliesen an der Wand hinter dem



Ofen. Alle Bilder auf den Fliesen kennt sie in- und auswendig: der Mann mit dem Pferd am Zügel, die Bäuerin mit der Kuh, das Vögelchen im Käfig, das Segelschiff auf dem Meer.

Im schummrigen Kerzenlicht wandern ihre Augen herum. Dort ist die große Abbildung, die den breiten und den schmalen Weg zeigt, da die Kuckucksuhr, die schon lange nicht mehr geht, dort die eingerahmte Stickerei, die ihre Mutter einst angefertigt hat.

Doch dann ist sie gestorben.

Manchmal fragt Mentje sich, wie es wohl gewesen wäre, wenn das nicht passiert wäre. Sie vermisst ihre Mutter nicht, denn kennengelernt hat sie sie nie. Sie fragt sich das nur immer wieder einmal.

Alles sieht genauso aus wie immer. Und doch erscheint alles anders, weil ihr Vater nicht da ist. Noch nie in ihrem Leben ist sie allein gewesen.

Denk nicht die ganze Zeit an Papa, tadelt sie sich selbst. Und hör mit dem Bibbern auf, du bist doch kein Angsthase! Mach lieber irgendwas.

Aber was? Essen kochen? Damit es fertig ist, wenn ihr Vater zurückkommt?

Sie öffnet die Ofentür, legt einen Holzscheit hinein und fängt an zu blasen. Ziemlich schnell lodern die Flammen auf. Das ist schon einmal ein wenig Leben. Der Kessel fängt an zu pfeifen.

Ob Daniela vielleicht auf dem Heuboden sitzt?

Es können keine Soldaten gewesen sein. Die hätten das Essen mitgenommen und wahrscheinlich auch noch andere Dinge. Die Kinder in der Schule erzählen immer, dass sie alles mitnehmen, was nicht niet- und nagelfest ist.

Ob tatsächlich jemand auf dem Dachboden ist, das traut sie sich nicht zu schauen.

Nach einer Weile schneidet sie eine Scheibe Roggenbrot ab und streicht etwas goldgelbe Butter darauf. Morgen ist Freitag. Am Freitag machen ihr Vater und sie immer Butter.

Aber was soll sie tun, wenn ihr Vater morgen früh noch nicht wieder da ist? Wer soll dann die Kühe melken und die Kälbchen füttern und ...?

Sie bekommt ihr Brot nicht herunter. Und von der Milch bekommt sie Bauchschmerzen.

Es wird eine lange, finstere Nacht.

Mitten in der Nacht schreckt sie hoch. Ist ihr Vater gerade hereingekommen? Lange Zeit liegt sie da und lauscht; sie ist sich sicher, etwas gehört zu haben.

Doch es bleibt totenstill. Jetzt ist sie allerdings so wach, dass an Schlaf nicht mehr zu denken ist; nur die Angst und der Kummer sind noch da.

Und ihre Gedanken.

Vielleicht hat es ja gar nicht mit der Familie Friedman angefangen, grübelt ihr müder Kopf. Vielleicht hat es schon vor drei Jahren angefangen, kurz nach ihrem siebten Geburtstag, als ihr Vater und sie die Flugzeuge haben kommen hören.

Es war früh am Morgen gewesen und noch dämmerig, als das Dröhnen durch ihr Schlafzimmer gehalten war. Gruselig laut. „Was ist das, Papa?“

„Das sind Flugzeuge“, hat ihr Vater geantwortet und ist nach draußen gerannt.

Mentje erinnert sich noch an den Tau auf dem Gras unter ihren nackten Füßen, an das Brummen der Motoren über ihrem Kopf, an die großen Hände ihres Vaters, die ihren Kopf an sein Bein drückten.

Sie hat hinaufgeschaut. Im Halbdunkel hat sie Hunderte, Tausende, vielleicht sogar Millionen von Flugzeugen gesehen. Sie sind alle in dieselbe Richtung geflogen, weg von der Seite, auf der die Sonne jeden Morgen über dem Horizont erscheint. Unwillkürlich hat sie an die Zugvögel denken müssen, die ihr Vater und sie manchmal vorüberfliegen sahen. Doch diese brummenden Vögel flogen in Blöcken, nicht in einer schönen V-Formation. Reihen und Reihen großer grauer Flugzeuge. „Wo fliegen die hin?“, hat sie wissen wollen.

Erst später, in der Schule, hat sie gehört, dass die Flugzeuge voller Bomben gewesen waren, die sie über Rotterdam abgeworfen haben. An diesem Morgen jedoch hat ihr Vater nur den Kopf geschüttelt, so als könne er seinen Augen nicht trauen.

In Mentje war die Unruhe immer weiter angewachsen, fast dieselbe Unruhe, die sie immer verspürte, wenn die Zweige vor ihrem Schlafzimmerfenster mit ihren kahlen Fingern den Mond zu fangen versuchten. „Papa, wo kommen die Flugzeuge denn her?“

Ihr Vater hat sich umgedreht und ihr mit der Hand über das ungekämmte Haar gestrichen. „Aus Deutschland, denke ich.“

Sie hat noch viel mehr Fragen gehabt, ihr Vater war jedoch wieder hineingegangen, hat sich vor den Ofen gekniet und so lange geblasen, bis ein einzelnes orangefarbenes Flämmchen aus den Kohlen vom vorherigen Abend hervorsprang. Dann hat er einen Holzschicht daraufgelegt und gesagt: „Mach dich für die Schule fertig.“

Mentje hat die Stirn gerunzelt; ihr Vater war wirklich etwas durcheinander. Er musste doch erst noch melken und sie musste die Hühner füttern und schauen, ob sie Eier gelegt hatten. Und es ist auch noch fast dunkel gewesen, so dunkel, dass sie kein Ei hätte finden können!

Ihr Vater hat den Wasserkessel auf den Ofen gestellt. „Ich muss melken gehen. Geh du die Hühner füttern“, hat er auf einmal gesagt und ist nach draußen gegangen. Er ist noch in seinem Schlafanzug gewesen.

Vielleicht hatten die Flugzeuge ihren Vater so durcheinandergebracht. Vielleicht hatten sie ihren ganzen Vormittag durcheinandergebracht. Und das ganze Leben danach.

Sie muss doch wieder eingeschlafen sein. Als sie aufwacht, ist die Sonne schon aufgegangen. Die Kühe muhen lautstark.

Die Ungewissheit kehrt sofort wieder in ihren Körper zurück, aber die Angst ist weg, denn schließlich scheint die Sonne. Sollte ihr Vater schon wieder zu Hause sein und melkt er vielleicht sogar schon die Kühe?

Die Tür zwischen dem Haus und dem Stall lässt ihr vertrautes Knarzen hören, während Mentje sie aufschließt. Sie schaut sich um. Aller Mut verlässt sie. Im Stall ist niemand, in der Ecke stehen allerdings die Kälber und plärren vor Hunger. Ich muss sehen, dass ich sie zu den Kühen bekomme, überlegt Mentje. Dann trinken sie jedoch die Euter leer. Eigentlich wäre das aber ganz gut, weil ihr Vater nicht hier ist, um zu melken. Sie hört die Kühe draußen vor Schmerz brüllen.

In der Ecke des Stalls steht die Leiter, mit der man auf den Heuboden kommt. Hat sich Daniela vielleicht noch dort oben versteckt? Wahrscheinlich hat sie einfach zu viel Angst, um ein Lebenszeichen von sich zu geben. Kein Wunder! Sie hat selbst am helllichten Tag immer Angst gehabt wie ein kleines Vögelchen.

„Daniela?“

Stille.

„Daniela? Ich bin's, Mentje.“

Totenstille. Nur das klägliche Geschrei der Kälber.

Hastig klettert Mentje die Leiter hinauf. Am oberen Ende gibt es eine schmale Öffnung zwischen zwei Strohballen. Sie steckt ihren Kopf dazwischen. „Daniela?“

Stille.

„Daniela? Bist du da irgendwo?“ Dieses Mal etwas lauter.

Immer noch keine Reaktion.

Schließlich zwingt Mentje sich durch die schmale Öffnung. Dahinter ist es schummerig, sodass es einen Moment dauert, bis sie etwas sehen kann. Es riecht nach frischem Heu. Und nach dem Nachtopf.

Mentje ist zum ersten Mal hier, seit die Familie Friedman dort eingezogen ist. Ein wenig erstaunt schaut sie sich um. Das hier sieht beinahe so aus wie ein richtiges Schlafzimmer, mit einer ordentlichen Matratze, die auf dem Boden liegt, einer Wiege für das Baby an der einen Wand und einer Matratze für die Jungen und ein paar Spielsachen auf der anderen Seite.

„Bist du hier, Daniela?“

Doch sie weiß bereits, dass sie keine Antwort bekommen wird. Hier gibt es kein Bett, unter dem man sich verstecken könnte, und es hängen auch keine Vorhänge, hinter die man sich stellen könnte.

Sie will gerade die Leiter wieder hinuntersteigen, als von draußen ein Motorengeräusch erklingt. Deutlich, laut und es kommt immer näher. Es sind Motorräder. Sie halten an. Männerstimmen.

Mentje kann sich nicht mehr bewegen.

Die Stimmen kommen in den Stall hinein. Sie sprechen Deutsch, allerdings ein bisschen anders als das, was der Lehrer ihnen in der Schule obligatorisch beibringen muss. Dennoch versteht sie es. „Hier soll also noch ein Kind sein?“

„Ja, das hat das Mädchen jedenfalls behauptet“, erwidert eine schwere Stimme.

Das Mädchen? Diejenige, die sie verraten hat?

Erst dann wird ihr die Bedeutung der Worte bewusst: Hier muss noch ein Kind sein ...

Und plötzlich weiß sie mit erschreckender Klarheit: Gestern ha-

ben die Soldaten die Familie Friedman mitgenommen und in ein Arbeitslager im Osten geschickt.

Haben sie ihren Vater auch mitgenommen? Obwohl er kein Jude ist?

Und jetzt suchen sie noch „ein Kind“. Sie suchen sie, Mentje de Vries.

Schwere Stiefel marschieren dröhnend in das Haus.

Mentje bewegt sich keinen Millimeter.

Die Tür zwischen dem Haus und dem Stall bleibt offen stehen.

Ich habe heute Morgen den Ofen nicht angeheizt, schießt es ihr durch den Kopf. In der Küche werden sie nur ein paar Brotkrümel finden. Und die Butter und den Käse, den ich nicht in den Keller zurückgebracht habe. Das hätte alles gestern Nachmittag auch schon dort liegen können. Sie können also nicht ahnen, dass ich noch hier bin.

„Aber was ist mit meinem Bett?“, überlegt sie dann. „Sie werden sehen, dass ich dort geschlafen habe.“

Plötzlich hat sie einen bitteren Geschmack im Mund. Es ist der Geschmack von Angst, wird ihr klar. Sie versucht sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass sie sterben muss.

Die Fußtritte kommen zurück. „Du durchsuchst den Stall“, ertönt ein barscher Befehl. „Dann jage ich die Kälber auf die Weide und schaue mich dabei draußen um.“

„Vielleicht im Hühnerstall“, schlägt der Mann mit der schweren Stimme vor.

Mentje hält die Luft an. Sie hat keine Ahnung, wie gut Deutsche hören können.

Unter ihr schiebt der eine Soldat die Futtersäcke zur Seite. Er stößt gegen die Milchkannen und brummt unverständliche Worte. Draußen machen die Hühner plötzlich einen furchtbaren Radau.

Die Leiter fängt gefährlich an zu knarzen. Es kommt jemand hinaufgestiegen, jemand, der sehr schwer sein muss. Und sie kann sich hier nirgendwo verstecken! „Herr, hilf mir! Bitte, hilf mir“, betet sie im Stillen.

Der Soldat schlägt ein paarmal heftig gegen den Strohhallen, der direkt vor Mentje liegt. Dann knarzt die Leiter wieder gefährlich, und der Soldat ruft wütend etwas, das Mentje nicht versteht. Es

muss ein sehr hässliches Wort gewesen sein, denn Mentje hat es in der Schule noch nie gehört.

Sie hört ihn wieder hinunterklettern. Langsam, Sprosse für Sprosse. Sein Atem geht schwer.

„Was gefunden?“, ertönt es von der Stalltür her.

„Nichts. Hier ist niemand.“

„Und auf dem Heuboden?“

„Nur Stroh, ich habe nachgeschaut. Was sollen wir machen, die Hütte anstecken?“

Mentje schlägt sich die Hände vor den Mund. Anstecken? Und das bei all dem Stroh?

„Nein, warte noch damit. Hier gibt es noch eine Menge Milchkühe und Hühner, da können wir uns jeden Tag frische Milch und frische Eier holen. Ich habe auch schon zwei Hühner ...“ Die Stimme wird schwächer, bis sie im Gebrüll der beiden Motorräder ganz untergeht.

Reglos bleibt Mentje stehen, bis sie weggefahren sind. Dann geben ihre Beine nach und sie bricht auf der Matratze zusammen. Vor Angst ist sie wie gelähmt und kann vor Entsetzen nicht mehr denken. Von einem Augenblick auf den anderen zittert sie am ganzen Körper und ihr Gesicht fühlt sich an, als würde es in Flammen stehen.

Und von tief in ihr drin streckt die Wut ihren Kopf hervor. Wie konnte ihr Vater sie nur allein hier zurücklassen? Und wie konnte er es zulassen, dass die Familie Friedman hier einzieht, hier in ihrem eigenen Haus?

In einer Ecke des Heubodens knüpft eine kleine Spinne mit langen Beinen ihr Netz. Langsam, Fädchen für Fädchen.

Nach einer Weile kommt der Kummer. Sie ist so furchtbar allein. Wenn doch nur ihr Vater zurückkäme, dann würde sie ihm alles verzeihen!

Sie spitzt die Ohren und achtet auch auf die kleinsten Geräusche. Nur die Hühner hört sie noch ab und zu.

„Was soll ich denn nur machen?“, überlegt sie zum wiederholten Mal.

Ich muss vor allem einen kühlen Kopf bewahren. Lenie, die Nachbarin, sagt immer lachend: „In diesem Haus ist Mentje die

Einzig, die einen kühlen Kopf bewahren kann.“ Und dann grinst Vater etwas verlegen.

Die Hühner brauchen Futter, bedenkt sie. „Die Tiere sind vollkommen abhängig von uns“, hat ihr Vater sie immer getadelt, wenn sie es wieder einmal vergessen hat. „Sie geben uns Milch und Eier, aber dann müssen wir auch gut für sie sorgen.“

Und so hat sie wenigstens etwas zu tun.

Zunächst schiebt sie ihren Kopf zwischen den beiden Strohbällen hindurch. Die Luft scheint rein zu sein. Jetzt einfach die Leiter hinunter, zwei Schalen Mehl bei den Hühnern verteilen und dann so schnell wie möglich wieder hierher zurück.

Ein Holzflügel der schweren Stalltür steht sperrangelweit offen. Draußen ist alles ruhig. Die Kälber haben sich die Bäuche vollgetrunken und sehen zufrieden aus, die Kühe stehen gemächlich da und kauen, während sie mit ihren großen Augen auf die Wiesen starren.

Mentje schaut sich aufmerksam um und rennt dann schnell zum Hühnerstall. Die Hühner fangen lauthals an zu schimpfen, als sie sie mit dem Futter ankommen sehen. Sie stellt die Schalen in den Verschlag und rennt zum Haus zurück. Dabei schlägt ihr Herz wie wild.

Die Stalltür knarzt laut, als sie sie zuschiebt. Erleichtert lehnt sie sich mit dem Rücken dagegen. Und jetzt? Die Soldaten können jeden Augenblick zurückkommen, wird ihr bewusst, als sie jetzt wieder etwas klarer denken kann. Das beste Versteck bleibt immer noch der Heuboden, vor allem, wenn sie die beiden Strohbälle ganz zusammenschiebt. Dort wird sie bis heute Abend sicher sein. Wenn ihr Vater dann immer noch nicht zurück ist ...

An ihren Vater sollte sie lieber nicht denken.

In der Küche sucht sie hastig ein paar Dinge zusammen: Brot, Butter, Käse und einen Krug mit Wasser.

Sie verstaut alles in einem Korb und klettert die Leiter wieder hinauf.

Träge vergehen die Stunden.

Wer mag sie nur verraten haben? „Das hat das Mädchen gesagt ...“ Welches Mädchen? Vielleicht doch Bertien?

Doch daran will sie jetzt auch nicht denken.

Je länger sich der Tag hinzieht, desto größer wird ihre Angst.

Die Soldaten werden zurückkommen. Das Haus und der ganze Hof liegen offen da, sie brauchen sich nur einfach zu bedienen, Milch, Eier, Gemüse ...

Wird ihr Vater noch zurückkommen?

Als es erneut ganz dunkel ist, weiß Mentje mit absoluter Sicherheit, dass ihr Vater an diesem Tag nicht mehr kommen wird. Sie weiß auch, dass sie sich Hilfe suchen muss. Aber wo, wenn sie doch nicht weiß, wem sie vertrauen kann? Bei der Nachbarin Lenie?

Nein.

Bei den anderen Nachbarn? Bertiens Eltern?

Das kommt nicht infrage.

Dann erinnert sie sich auf einmal daran, dass Herr Friedman nachts regelmäßig zu einem Herrn von Baumhauer gegangen ist, um dort nachzufragen, ob er ihre Überfahrt nach England schon geregelt habe. Mentje kennt den Mann nicht. Sie weiß nur, dass er ein Ferienhaus am Waldrand besitzt, auf der anderen Seite von Vierhouten. Ihr Vater hat gelegentlich Lebensmittel dorthin geliefert und Mentje ist ein- oder zweimal mitgefahren. „Haus Vierhouten“, war über der Eingangstür zu lesen. „Was für ein vornehmes Haus.“

„Herr von Baumhauer ist auch ein vornehmer Mann“, hat ihr Vater geantwortet. „Er hat eine Anwaltskanzlei in Amsterdam und viele Kontakte ins Ausland. Er ist auch ein guter Mensch. Immer wenn ich Probleme bekomme, klopfе ich bei ihm an.“

Dort muss sie hin. Dieser Mann wird ihr helfen können.

Aber ist es nicht zu weit, um zu Fuß zum Haus Vierhouten zu gehen? Und wird sie den Weg überhaupt finden? Nun ja, schwierig ist das eigentlich nicht. Einfach an der Schule vorbei und dann ...

Ich schaffe das! Ihr Vater sagt immer, man muss daran glauben, dass man etwas schaffen kann, und dann schafft man es auch. Und er behauptet auch immer, dass sie über einen guten Orientierungssinn verfügt.

Aber so ganz allein? In der Dunkelheit? Quer durch das Dorf und das auch noch nach der Sperrstunde? Sollte sie nicht lieber warten, bis es wieder hell geworden ist?

Morgen kommen allerdings die Soldaten zurück. Vielleicht schon sehr früh.



Sie steht auf. Sie muss gehen, anders geht es nicht. Auf einmal weiß sie es ganz sicher.

Mentje zieht zuerst ihre Jacke an. Dann kniet sie sich vor ihrem Bett hin, faltet ihre Hände – so wie es ihr Vater ihr beigebracht hat. Allerdings reckt sie ihr Gesicht in die Höhe, damit der Herr im Himmel ihr Gebet unter all den anderen Gebeten deutlich heraus hören kann.

Als sie wieder aufgestanden ist, fühlt sie sich stark genug, um ihre Reise anzutreten.

Es ist eine totenstille Nacht. „Hörst du die Stille, Mentje?“, hat ihr Vater verschiedene Male gefragt, wenn sie abends draußen waren. „Alles ruht, alles schläft. Das ist die schönste Stunde des Tages.“

Das kommt ihr jetzt überhaupt nicht so vor. Allein in der Dunkelheit draußen zu sein, macht sie unsicher und ängstlich.

Vater wird stolz auf mich sein, weil ich etwas unternehme. So spricht sie sich selbst Mut zu. Und zum Glück scheint der Mond, sodass es nicht vollkommen finster ist.

Sie bleibt sehr vorsichtig. Niemand darf sie sehen: gewöhnliche Leute nicht und erst recht keine Soldaten. Den Weg ins Dorf kennt sie in- und auswendig, jeden Schritt, schließlich ist es ihr Schulweg, den sie schon seit vier Jahren fast jeden Tag hin- und zurückgeht. Doch im Mondlicht sieht er völlig anders aus. Gespenstisch. Sie hält sich im Schatten einer Hecke, schlüpft hastig von Baum zu Baum und bleibt bei dem geringsten Geräusch mucksmäuschenstill stehen. Vielleicht ist das Mondlicht doch nicht so günstig, denkt sie nach einer Weile. Sie kann zwar gut sehen, ist aber auch für andere gut sichtbar.

Bis zur Schule läuft alles wie geschmiert. Kein Mensch zu sehen und auch sonst nichts, was verdächtig wirkt. Die Schule schläft bei geschlossenen Fenstern.

Doch hinter der nächsten Straßenecke steht er plötzlich vor ihr wie ein großes graues Monster: ein deutscher Panzer. Vor Schreck wird ihr eiskalt. Eine eiserne Hand schnürt ihr die Kehle zu und ihr Herz setzt einen Schlag aus. Aber dann fängt es wie wild an zu hämmern. Mit einem Ruck dreht sie sich um, rennt wieder um die Ecke und duckt sich unter eine dicht belaubte Hecke.

Es geschieht nichts.

Das war nur ein Panzer, da waren überhaupt keine Menschen, sagt sie sich selbst. Als ihr Herzschlag sich wieder beruhigt hat, steht sie auf und macht einen Umweg, um nicht am Panzer vorbeizukommen. Puh, das war knapp, denkt sie. Aber welcher Sache sie da nur knapp entgangen ist, weiß sie eigentlich nicht so genau.

Bei der Abzweigung nach Elspeet schöpft Mentje Mut. Jetzt ist es nicht mehr weit bis zum Haus Vierhouten. Dass sie immer noch etwas zittert, liegt allein daran, dass sie noch durch den dichten Wald muss. Vor den großen schwarzen Bäumen hat sie mehr Angst als vor den mondhellen Straßen ohne Deckung. Vielleicht kommt das von all den Geschichten über Wegelagerer.

Mit ihrem Vater ist sie einmal zu jemandem mitgefahren, der eine ganze Ecke außerhalb von Vierhouten gewohnt hat, in einem Waldarbeiterhäuschen am Tongerenseweg. Dieses Häuschen hieß „*Huize Pas-Op*“, „Haus Pass-Auf“.

Mentje hat deswegen lachen müssen. „Warum hat das Haus denn so einen seltsamen Namen? Ist der Hausherr so streng?“

„Aber nein, Herr und Frau de Vos sind wirklich sehr nette Leute.“

„Und warum sollen wir dann aufpassen?“, hat sie mit gespitzten Lippen wissen wollen.

„Ich vermute, dieses Haus ist nach dem *Pas-Opweg*, dem Pass-Auf-Weg benannt. Guck mal, es steht direkt an der Kreuzung, da wo der Tongerenseweg auf den Pass-Auf-Weg trifft.“

„Aber warum heißt der Weg denn so?“

Ihr Vater hat gelacht. „Hier ist es nicht gefährlich, da hast du recht. Doch vor langer Zeit war dieser Feldweg dort die wichtigste Handelsroute zwischen Deventer, Harderwijk und Elburg. Siehst du da die vielen Bäume und Sträucher?“

„Ja.“

„Die gehören heute der staatlichen Forstbehörde. Früher jedoch waren das wilde Wälder, in denen sich Wegelagerer versteckt haben, die die vorbeikommenden Kaufleute überfallen und ausgeraubt haben. Es war lebensgefährlich, hier entlangzugehen, aber es war nun einmal der kürzeste Weg. Und daher kommt der Name ‚Pass-Auf-Weg‘.“

„Oh. War das genauso wie in der Geschichte von dem barmher-

zigen Samariter und dem Mann, der von den Straßenräubern überfallen und ausgeraubt worden ist? Und dann haben sie ihn halb tot liegen gelassen.“ Schon immer hatte sie eine Schwäche für den barmherzigen Samariter gehabt. Er schien so tapfer zu sein und so gut.

„Ja, so in der Art.“

Vielleicht ist Herr von Baumhauer auch so eine Art barmherziger Samariter, der versucht, den Juden zu helfen. Doch für die Familie Friedman hat er anscheinend nichts tun können. Neulich, als Herr Friedman wieder bei ihm gewesen war, war er hinterher mutloser als vorher. Und Daniela Friedman schien immer ängstlicher zu werden. „Was soll nun werden, David?“

„Es wird sich sicher eine Lösung finden lassen“, hat Mentjes Vater ihnen Mut zuzusprechen versucht.

Aber gut, auch wenn der Rechtsanwalt nichts für die Familie Friedman hat tun können, so wird er *ihr* doch sicher helfen können, oder? Und die Wegelagerer sind etwas, was schon sehr lange her ist, sie gehören in die Zeit der Bibel.

Mentje holt tief Luft und schlägt den Pfad in Richtung der wartenden Bäume ein. Wie Furcht einflößend diese Bäume aussehen, man könnte meinen, sie hätten Arme und Beine! Sollte sie vielleicht ein Lied singen, so wie das die Nachbarin Lenie immer tut, wenn sie die Wäsche aufhängt? *„Bleib bei mir, Herr! Der Abend bricht herein. Es kommt die Nacht, die Finsternis fällt ein. Wo fänd ich Trost, wärst du, mein Gott, nicht hier? Hilf dem, der hilflos ist: Herr, bleib bei mir.“* Sie summt die Melodie mit, während sie sich die Worte still im Herzen sagt. *„Von deiner Hand geführt, fürcht ich kein Leid, kein Unglück, keiner Trübsal Bitterkeit.“* „Du bist gleich da“, flüstert sie sich dann zu. „Und die Bäume sind eigentlich sehr schön und Wegelagerer gibt es keine mehr. Hier musst du dich links halten, dann findest du es sicher gleich.“

Endlich sieht sie das Gatter, durch das ihr Vater und sie mit dem Pferdewagen gefahren sind. Ja, das ist mit Sicherheit der richtige Weg. Das Gatter steht offen. Jetzt kann es nicht mehr weit sein bis zum Haus.

Vor ihr liegt ein Trampelpfad, der etwas verschlungen zwischen den Baumreihen zum Haus von Herrn von Baumhauer führt. Es ist kein Hundegebell zu hören. Der Griff der eisernen Hand um ihre Kehle lockert sich etwas.

Nach einer Biegung taucht auf einmal das Haus Vierhouten vor ihr auf. Im Mondlicht ist der spitze Giebel ganz genau zu erkennen. Nirgendwo brennt Licht.

Erst als sie auf der Veranda steht, hält sie inne.

Sie klopft an.

Nichts passiert.

Sie klopft noch einmal, diesmal fester.

Was, wenn Herr von Baumhauer nicht zu Hause ist? Und sonst auch niemand?

Bestimmt ist er da, der Herr ist schließlich nicht umsonst das ganze Stück mit ihr mitgegangen. Sie muss einfach nur noch fester klopfen.

Dann sind Schritte zu hören, laut und deutlich auf einem Dielemboden. Mentje macht einen Satz zurück. Die Tür öffnet sich. „Kind!“, sagt eine erstaunte Stimme. „Komm herein.“

Vor Mentje steht ein großer Mann mit wenigen Haaren, großen Ohren, einer spitzen Nase und aufgeweckten Augen. „Was kann ich für dich tun?“ Seine Stimme klingt ein bisschen streng und laut.

„Ich ... Ich bin Mentje, die Tochter von Gerrit de Vries. Wir bringen Ihnen manchmal Milch und ...“ Ihre Stimme verlässt sie.

Er versteht sofort. „Die Familie Friedman?“

Die Erleichterung übermannt Mentje wie eine enorme Welle, die über ihr zusammenschlägt. Sie kann sich kaum auf den Beinen halten und fängt unbändig an zu weinen.

Eine starke Hand ergreift sie am Ellenbogen. „Setz dich doch bitte, dann hole ich meine Frau.“

Die salzige Tränenflüssigkeit läuft ihr in die Mundwinkel und brennt ihr in den Augen. Ihr Kopf dröhnt, ihr ganzer Körper zuckt. All die Angst und Verlassenheit der vergangenen Tage bricht mit einem Mal los.

Dann spürt sie plötzlich einen weichen Arm um sich. Es fühlt sich komisch an. „Mädchen, beruhige dich doch.“

Sie versucht ihr Schluchzen unter Kontrolle zu bekommen.

„Was ist passiert? Kannst du es erzählen?“

„Die Soldaten ... haben sie mitgenommen. Ich glaube ... meinen Vater auch.“

Schweigen.

„Ihr Vater hat Untergetauchte aufgenommen“, hört sie schließ-

lich den Rechtsanwalt erläutern. „Er betreibt einen Bauernhof auf der anderen Seite von Vierhouten.“

Die Frau erschrickt, Mentje merkt das an ihrem Atem. „Bist du in der Dunkelheit den ganzen Weg hierher gelaufen? Das kann doch nicht sein!“

Mentje nickt. Die Ruhe, die von der Frau ausgeht, tut ihr gut.

„Junge, Junge. Nicht zu glauben. Möchtest du eine Tasse heißen Kaffee?“

Heißen Kaffee? Sie nickt. „Die Soldaten sind gekommen. Mein Vater hat gesagt, dass ich mich platt auf den Boden legen und mich im Gras verstecken soll, und deshalb haben sie mich nicht gesehen.“

„Wann ist das gewesen?“

Wann? Gestern? Ist es wirklich schon wieder fast Morgen? „Vorgestern. Am Nachmittag. Mein Vater und ich sind auf dem Land gewesen. Da haben wir es gehört und er ist dann zum Haus zurückgerannt.“

Erneut spürt sie einen dicken Kloß in der Kehle. Die Frau umarmt sie wieder ganz fest. „Hier, nimm erst einmal einen Schluck.“

In ihren kalten Händen fühlt sich die Tasse warm an. Der Kaffee ist süß. Zu süß, davon wird ihr schlecht. Trotzdem trinkt sie die Tasse Schlückchen für Schlückchen leer. Währenddessen reden der Mann und die Frau gedämpft und ruhig miteinander.

„Mentje“, sagt der Anwalt dann.

Sie schaut auf.

„Wir hätten es gern, dass du heute hierbleibst. Meine Frau wird dir ein Zimmer zeigen.“

„Ich weiß nicht, wo mein Vater ist.“ Mit Mühe bekommt sie die Worte an dem harten Kloß in ihrer Kehle vorbei.

„Wir werden unser Bestes tun, um das herauszufinden. Du musst dich jetzt erst einmal ausruhen.“

„Es war sehr tapfer von dir, hier mitten in der Nacht herzukommen“, verkündet Frau von Baumhauer, während sie Mentje kurz über die Hand streichelt. „Ich werde dir schnell noch ein Brot streichen und dann bringe ich dich auf dein Zimmer.“

Sie gehen durch das Haus. Es hat hohe Decken, von denen Lampen herunterhängen. Auf den Tischen liegen wunderschöne Tisch-

decken, auf denen silberne Kerzenleuchter und geblümete Porzellanvasen stehen.

Eine Treppe führt sie in den ersten Stock. Sie gehen an einer Reihe von Türen vorbei zu einer zweiten Treppe, die vor einem Zimmer auf dem Dachboden endet. Das Zimmer ist klein und hat eine schräge Decke. Darin steht ein Bettgestell aus Kupfer, auf dem eine gehäkelte weiße Tagesdecke liegt. Auf einem kleinen Tischchen stehen eine Waschschüssel und ein Wasserkrug. Frau von Baumhauer zieht die schweren Vorhänge fest zusammen und schlägt die Bettdecke zurück.

„Ich komme gleich wieder und bringe dir warmes Wasser, dann kannst du dich waschen, und danach versuchst du ein bisschen zu schlafen.“

Als die Frau das Zimmer verlassen hat, geht Mentje zum Fenster. Sie schiebt den Vorhang ein kleines bisschen zur Seite und schaut hinaus. Der Himmel fängt schon an, heller zu werden, es ist beinahe Tag. Ihr Vater wird nun schon ...

Sie darf nicht an ihren Vater denken, sonst fängt sie wieder an zu weinen. Doch als Frau von Baumhauer des Wasser gebracht und die Tür wieder hinter sich geschlossen hat, wird der Kummer zu viel für Mentje. Sie ist nicht länger das tapfere Mädchen, das die ganze Nacht gelaufen ist.

Und es reicht ihr auch nicht mehr, dass Gott bei ihr ist. Sie will zu ihrem Vater.

In einem fremden Bett wacht sie auf. Einem großen Bett. Wo ist ...

Die Wirklichkeit trifft Mentje wie ein Donnerschlag. Alles ist wieder da: die Angst, die Ungewissheit, der große Kummer. Sie zieht sich die Decke über den Kopf und schließt fest die Augen.

Sie wartet, aber das war kein Traum.

Langsam steht sie aus dem fremden Bett auf und schiebt die Vorhänge zur Seite. Die Sonne scheint und steht hoch am Himmel, vielleicht ist es schon Nachmittag.

Vielleicht hat Herr von Baumhauer mittlerweile auch schon herausgefunden, was mit ihrem Vater geschehen ist.

Das Wasser, mit dem sie sich das Gesicht wäscht, ist kalt. Sie versucht, die losen Haare wieder in ihren Zopf zu stecken und holt tief Luft. Ihr Mund ist staubtrocken.

Schrittchen für Schrittchen geht sie die Treppe hinunter. Überall ist es schummerig und still.

Frau von Baumhauer sitzt in einem der Nebenzimmer im Erdgeschoss und liest. Als Mentje leise anklopft, schaut sie auf. „Hast du ausgeschlafen?“

Mentje nickt.

„Du solltest lieber in deinem Zimmer bleiben. Wenn du Hunger hast, bringe ich dir gleich etwas zu essen. Und halte ja die Vorhänge geschlossen, verstehst du?“

In ihrem Zimmer soll sie die Vorhänge zugezogen lassen? Muss sie sich verstecken?

Langsam geht sie wieder nach oben. In das kleine Zimmer unter dem Dach. Ist sie jetzt auch eine Untergetauchte? Weil die Soldaten ihren Vater gepackt und mitgenommen haben? „Hier gibt es noch ein Kind“, hat der Soldat gesagt und weitergesucht. Jetzt versteckt sie sich. Das ist es doch, was Untergetauchte machen, oder?

Wo ist nur ihr Vater? Wohin haben sie ihn gebracht?

Wann kommt er wieder zurück?

Wenn ihr Vater zurück ist, können sie wieder in ihrem eigenen Haus wohnen. Ihr Vater melkt dann jeden Morgen die Kühe. Und sie füttert vor der Schule die Hühner.

Wenn ihr Vater wieder zurück ist, können sie nachmittags wieder zusammen im Gemüsegarten arbeiten. Jeden Montag kochen sie dann die Wäsche in dem großen Kessel und jeden Freitag machen sie Butter und am Samstag schlachten sie ein Huhn.

Wenn ihr Vater wieder zurück ist, können sie abends wieder Eintopf essen und danach in der Bibel lesen, genauso wie damals, bevor die Familie Friedman bei ihnen eingezogen ist.

Wenn ihr Vater wieder zurück ist ...

Denn er kommt zurück. Schließlich hat er sie noch nie im Stich gelassen.